

«Sterben wir zu teuer?»

Dass Ökonomen ans Geld denken, ist ihnen nicht zu verargen. Es gibt jedoch Bereiche des Lebens, die sich für die Preisfrage schlecht eignen, wie am Gastbeitrag (NZZ 17.2.17) deutlich wird. Welche Bereiche des Lebens es sind, die wir nicht dem materiellen Denken überlassen dürfen, sollte eigentlich «common sense» sein. Dringend ist die Medizin-Ethik-Debatte in aller Öffentlichkeit zu führen. Leider drohen mancherorts die Massstäbe verloren zu gehen. Bei terminal Kranken, bei Hochbetagten und Sterbenden ist der Druck längst angekommen, der durch die Frage «Wie viel darf es kosten?» bereits allgegenwärtig ist. In manchen Seelsorgegesprächen wird diese Frage als Belastung hör- und als Not erkennbar. Das sollte nicht nur die zuhörenden Pfarrpersonen nachdenklich machen, sondern als gesamtgesellschaftliches Warnzeichen gesehen und erkannt werden. Lasst die Menschen leben und lasst sie gelassen sterben, ohne den Gedanken im Genick, es könnte zu teuer werden. «Weil Sie es sich wert sind» – so preist eine Pflegeproduktefirma jungen und jung gebliebenen Frauen ihre Erzeugnisse für die Gesichtspflege an. Es soll also keine Rolle spielen, wie viel die einzelne Tages- oder Nachtcrème fürs Gesicht kostet. Die ökonomische Strategie geht hier just in die andere Richtung, als sie Beck und von Wyl in ihrem Artikel anpeilen. Warum sollte es, wenn das Gesicht mehr Falten und vielleicht auch Sorgenfalten erkennen lässt, so diametral anders sein? Hier wird nicht postuliert, sterben solle möglichst teuer sein. Ich reklamiere gegen die Preisfrage. Gerade auch die palliative Medizin darf nicht deshalb an Akzeptanz gewinnen, weil sie günstiger ist. Sie ist dann und nur darum zu begrüssen, wenn sie mehr den Bedürfnissen des Menschen entspricht, an den sie sich pflegend und schützend richtet. Der Einsatz von Medizin gegen Ende des Lebens sollte keine Preisfrage, sondern eine ethische Frage sein und bleiben.

Thomas Grossenbacher, Zürich
Spitalseelsorger